

Sr. Michaela Csordás

Nonne in der Gegenwart Kindheit – Kloster – Wirken in der Welt



I. Kindheit

Es sind die Prägungen der Kindheit und Jugend, die in jeder Biographie die entscheidenden Impulse für den späteren Lebensweg setzen. Wenn ich im Folgenden über meine **Kindheit** etwas ausführlicher berichte, so aber auch aus diesem Grund: als Zeitzeugin fühle ich mich aufgerufen, die geschichtliche und politische Situation der Zeit bis 1945 im Spiegel meiner Wahrnehmungen und Erfahrungen nachzuzeichnen und an die jüngere Generation weiterzugeben.

Ich bin ein Kind der **k. und k. Monarchie**, im wahrsten Sinne des Wortes:

- Mein Vater wurde Ende des 19. Jahrhunderts in Großwardein geboren, das damals noch in Ungarn war, nach dem 1. Weltkrieg im Versailler Vertrag zu Rumänien geschlagen wurde. Der Sondervertrag wurde im Schlösschen Trianon unterzeichnet, damit wurde Ungarn, das auf der Seite Österreichs gekämpft hatte, 2/3 seines damaligen Gebiets weggenommen und an die Tschechoslowakei, Rumänien und Jugoslawien gegeben. Dazu gehörte die ganze Karpathenregion und im Süden der Zugang zur Adria. Dies ist schon ein bedeutendes geschichtliches Ereignis, das mir sehr bewusst ist und das für die Ungarn, jedenfalls die meiner Generation, zu einer nie heilenden Wunde geworden ist. Dieses subjektiv empfundene Urteil wird selbst von Historikern bestätigt, etwa bei Paul Lendvai in dessen ‚Geschichte Ungarns‘: „Seit der Teilung Polens sind die Großmächte mit keinem Staat Europas so unbarmherzig und ungerecht umgegangen wie mit dem historischen Ungarn.“ Diese Tatsache sollte Hitler ab 1941 ausnützen, um die Ungarn auf seine Seite zu bringen: Er versprach der Horthy-Regierung die Wiederherstellung des früheren Gebietes vor dem Trianon-Vertrag. Wie wir wissen (vgl. Brigitte Hamanns Ausführungen in ihrem „Hitlers Wien“), war der junge arbeitslose Männerheimbewohner Hitler regelmäßig bei den Parlamentsdebatten in Wien zugegen gewesen und hatte sich ein genaues Bild von den Problemen und den Aggressionen innerhalb des Vielvölkerstaates der Österreich-Ungarischen Monarchie gemacht, die er später bewusst ausnützen sollte.
- Die Ungarn in Siebenbürgen – wie die Familie meines Vaters – haben sich immer ganz bewusst als Ungarn gefühlt, sie sprachen und lernten in der Schule Ungarisch, – und noch heute sprechen diejenigen, die in Siebenbürgen leben, ein reines, sehr gepflegtes Ungarisch, wie man es in Budapest kaum mehr hört. Ich habe

selbst Verwandte, die das bestätigen. Es war selbstverständlich, dass unsere Familie sich immer als Ungarn fühlte, umso mehr, da mein Vater nach Budapest gezogen war, als er ein junger Mann war und dort seine Ausbildung vollendete. Allerdings sprachen wir zu Hause Deutsch.

- Meine Mutter war Wienerin, jedoch in Prachatitz in Böhmen geboren worden (heute Tschechien). Mein Großvater war österreichischer Offizier und war dort in Garnison, so dass seine beiden ältesten Töchter auch dortselbst geboren wurden. Durch meine Mutter erahnte, ja erlebte ich noch etwas vom Glanz des alten Kaiserreiches: Sie erzählte, wie sie als Kind den Kaiser Franz-Josef gesehen habe und kannte viele Anekdoten und Sagen des alten Wien sowie aus der frühen Zeit der Maria Theresia. Sie war wohl eine sehr typische Wienerin, sie konnte sehr fröhlich und charmant sein, hatte aber einen kritischen Geist, der zu misstrauischen Vermutungen verleitete, so dass mein Vater sie oft „Sherlock Holmes“ nannte, wobei ich sagen muss, dass ihr Verdacht häufig stimmte und dass mein jovialer Vater in manchen Dingen vielleicht zu gutgläubig war.
- Ich wurde 1931 in Wien geboren und war Ungarin nach meinem Vater. Meine Schwester wurde 1934 im Februar in Wien im XIX. Bezirk geboren, wo wir wohnten. Ich erwähne das, weil es eine historische Bedeutung hat, die auch in unser Leben hineinwirkte. Es war der sozialistische Aufstand der Wiener Arbeiterschaft (der „Republikanische Schutzbund“), der sich von der Leopoldstadt und der Brigittenau in die inneren Bezirke ausbreitete und in blutigen Kämpfen mit den restaurativen Kräften der austro-faschistischen Regierung endete. Meine Mutter erzählte oft, dass sie sich im Krankenhaus mit dem Neugeborenen in eine Zimmerecke stellte, um zu vermeiden, dass durch die Fenster hereinpfeifende Gewehr-kugeln sie und das Kind trafen.
- Im März 1938 marschierten die Deutschen in Wien ein und Hitler inszenierte einen großartigen Empfang. Ich erinnere mich daran, dass ich eines Tages aus der Schule kam und dass aus einem Haus, an dem ich täglich vorbeikam, zwei Mädchen in weißen Kommunionkleidern herausgeführt wurden. Das wunderte mich, denn es war nicht Weißer Sonntag, sondern ein Wochentag im März. Außerdem war es das Jahr, in dem ich selbst zur Ersten Kommunion gehen sollte. Als ich dann auf dem Titelblatt einer Wiener Zeitung ein Bild sah, auf dem gezeigt wurde, wie man Hitler zwei weißgekleidete Mädchen entgegenhielt, dachte ich, das seien vielleicht die beiden gewesen, die ich gesehen hatte. Sie waren es wohl nicht, aber wenn sie es waren, war es noch schrecklicher: Denn im November ging ich auf meinem Schulweg wieder an diesem Haus vorbei: die Fensterscheiben waren eingeschlagen, die Türen mit Brettern vernagelt, es war ein jüdi-

sches Geschäft. Das hat sich tief in meine Erinnerung eingegraben, auch wenn ich mir seinerzeit keinen Reim darauf machen konnte. Nach der Reichspogromnacht (9. November 1938) nahm mich meine Mutter an der Hand und führte mich zu den Trümmern einer abgebrannten jüdischen Synagoge in Hietzing und sagte zu mir: „Ich will, dass Du das siehst. Das haben sie gemacht: ein Gotteshaus zerstört. Das darf man nicht.“ Ich bin meiner Mutter sehr dankbar, dass sie mich kleines Mädchen dorthin geführt hat und dass sie den Mut hatte, das zu sagen, denn es standen noch andere Leute

um die Trümmer herum. Ich habe nicht gefragt, wer das gemacht hat, denn ich spürte, dass es eine ganz schreckliche Sache ist, über die man nicht reden kann.

- Meine Erstkommunion stand schon unter dem Druck des nationalsozialistischen Milieus: Ich musste nach der Feier mein weißes Kleid ausziehen, weil wir Verwandte besuchen wollten und meine Mutter es nicht riskieren wollte, mit mir im Kommunionkleid durch die Stadt zu fahren.
- In der Schule lernten wir die Sütterlin-Schrift und mussten Lieder auswendig lernen, wie es vorgeschrieben war und die keiner verstand: „Die Fahne hoch“ und andere. Die Nazis verfügten sofort, dass der in Österreich übliche Linksverkehr auf rechts umgestellt wurde, so wie sie es später nach der Besetzung in Ungarn auch machten. Ich weiß das genau, weil ich in Wien und in Budapest jeweils einen Aufsatz schreiben musste: „Was muss ich auf dem Schulweg beachten.“ Wenn ich das erzähle, wundern sich die Leute, es weiß offensichtlich niemand mehr, dass der Linksverkehr – wie heute noch in England – in weiten Teilen Europas, jedenfalls in der österreich-ungarischen Monarchie, üblich war.
- 1939 wurde mein Vater nach Budapest an das Hauptinstitut seiner Bank versetzt oder er ließ sich versetzen, das weiß ich nicht so genau. Ich ging sehr schwer von Wien weg. Ungarisch wurde dann meine erste Fremdsprache, ich musste es sehr schnell lernen, weil ich als ungarische Staatsbürgerin die in Wien absolvierte 1. und 2. Klasse durch ein ungarisches Examen am Kultusministerium ergänzen



Hitler und sein Tross fahren bzw. fallen in Wien ein (März 1938)

Illustrierter Beobachter: Sonderheft „Österreichs Befreiung“, 20. März 1938

Bildatlas zu den Bayerischen Lesebüchern, 16. Heft, München Werbeleitung der Bayer. Milchversorgung, ca. 1938.

Das gute Morgenbrot

Liebe Kinder, wach und dein
 wachst auf dein Brot ein,
 Dann ist enthalten in das Brot
 für's ganze Leben gutes Brot.



Langsam den Teig weif
 auf's Brot
 und weif's dich in
 Frühstücks-Peise.
 Ein Brot mit Brot, mit
 Obst und
 geschnitten mit Butter =
 lauch, in das kommt!

Und dann, vor allem,
 nicht vergessen,
 gibt Obst ein gesüßtes
 Müllergut.
 Als Kind, warum
 zu Tisch gebracht,
 so ganz besonders
 für die Mutter!



Lerninhalt „Deutschtum“: Sütterlin-Schrift in einem Bildatlas zu den bayerischen Lesebüchern (1938)

musste. Außerdem musste ich sofort die lateinische Schrift lernen, denn mit der Sütterlin-Schrift kann man nicht Ungarisch schreiben. Da das alles sehr viel war, gaben mich meine Eltern schließlich in die deutsche Schule, auf der ich aber auch die Vorschriften für die ungarischen Staatsbürger befolgen musste und manche Fächer doppelt hatte, auf Deutsch und auf Ungarisch: so den Sprachunterricht, Erdkunde und Geschichte. Die deutsche Schule lag beim Stadtwaldchen, wir wohnten in Buda, so dass ich einen weiten Schulweg mit Bus oder Straßenbahn hatte und ich

mich – als Konsequenz davon – in Budapest sehr gut auskenne. Wenn man als Kind in der Straßenbahn sitzt, kommt man auf allerhand Spiele:

- Ich zählte zuerst **die Schimmel** (es muss noch genügend Berittene oder Fuhrwerke mit Pferden gegeben haben, sonst hätte sich das Schimmelzählen nicht gelohnt).
- Später zählte ich die **deutschen Soldaten**, die ab 1941 zu sehen waren, denn Hitler marschierte durch Ungarn nach Jugoslawien, um dort in entsetzlichen Massakern – mit den Ungarn zusammen – gegen die Serben vorzugehen. Gegen den Rat seines Außenministers Graf Teleki stimmte der Reichsverweser Horthy dem Feldzug gegen Jugoslawien zu, damit begann das Kriegsbündnis mit Deutschland. Graf Teleki, ein gläubiger Katholik, verübte Selbstmord und hinterließ einen Brief: „Wir stellten uns an die Seite der Schufte. (...) Ich habe Dich nicht zurückgehalten. Ich bin schuldig.“ Am 19. März 1944 besetzte die deutsche Wehrmacht ganz Ungarn. Die deutschen Soldaten auf der Straße wurden „unzählbar“.
- Dann kam der Moment, als ich die **Judensterne** zählte. Was sie bedeuteten, war mir nicht klar, ich empfand sie nicht als Ausgrenzung, denn es waren so viele Juden in Budapest – ich fuhr auch täglich an der schönen Synagoge vorbei, die Gott sei Dank alles unzerstört überdauert hat. Heute weiß ich, dass die Juden mit einer grausam perfekt durchgeplanten Eichmann-Organisation noch 1944 zusammengetrieben und nach Auschwitz verschleppt wurden. Zwischen dem 15. Mai und dem 7. Juli 1944 fuhren 147 Deportations-Züge nach Auschwitz.

- Man saß ab 1944 jede Nacht im Luftschutzkeller, denn die Russen überflogen Budapest, um die deutsche Front zu bombardieren. Den Sommer 1944 verbrachte meine Mutter mit uns am Plattensee, mein Vater wollte uns von der Stadt weg haben, heute verstehe ich, warum. Wir hatten dort am See eine unbeschwertere Zeit. Mein Vater sagte aber: „Wenn die Russen an der Theiß sind, müsst Ihr nach Wien fahren, ich lasse nicht zu, dass meine Frau und meine Töchter in russische Hände fallen“. Die Russen stießen aber von der Theiß aus nicht gleich nach Westen vor, sondern schwenkten nach Süden ab, um dann an beiden Donauufnern auf Budapest vorzurücken. Im Oktober 1944 war es dann so weit: Wir Mädchen und meine Mutter fuhren noch ganz geregelt mit dem Zug nach Wien. Wir nahmen alles mit, was in Deutschland zum „Schmierer“ oder als Geschenk brauchbar schien: Schokolade, Schmalz, Zigaretten, Seife. Nachdem wir drei Tage bei meiner Großmutter in Döbling waren, wurde das Haus von einer Bombe vollständig zerstört. Es war der „Notabwurf“ eines amerikanischen Flugzeuges, bereits nach der Entwarnung. Wir konnten uns alle retten durch den Notausstieg ins Nachbarhaus, aber natürlich war alles, was wir mitgebracht hatten, auch unsere ganze Winterkleidung, zerstört. So waren wir arm wie alle andern auch.
- Meine Mutter traf dann die segensreiche Entscheidung, mit uns nach Garmisch-Partenkirchen weiter zu ziehen, wo ihre Schwester, die Schauspielerin Luise Ullrich, für uns eine Unterkunft hatte. Dies sollte eine (über-) lebenswichtige Entscheidung sein, weil später Garmisch im amerikanischen Sektor lag und meine Eltern gute Stellungen bei den Amerikanern erhielten: meine Mutter als Sekretärin des personal officers, weil sie Englisch und Maschinenschreiben beherrschte, mein Vater als sogenannter accountant: Verwalter aller Hotels, recreation centers und Institutionen, welche die Amerikaner in Garmisch unterhielten. Eine vergleichbare Stellung hätten die Eltern im „ausgepowerten“ Wien als staatenlose Flüchtlinge nie erhalten können.
- Für mich hatte die neue Heimat in Bayern eine große Bedeutung: Hier wurde ich in der großartigen Bergwelt den Schock los, den ich durch den Bombenangriff erlitten hatte, nach welchem jedes Flugzeuggeräusch bei mir Entsetzen hervorrief. Hier lernte ich auch die bodenständige Frömmigkeit kennen, hier fand ich in den Armen Schulschwestern in meiner Schule die ersten Beispiele klösterlichen Lebens. Durch die „Marianische Kongregation“, die nach dem Krieg von den Jesuiten in München großartig organisiert war, wurde ich in die lebendige katholische Jugendbewegung dieser Zeit aktiv miteinbezogen. In diesem Umfeld entschloss ich mich, den Ordensberuf zu wählen und ich blieb diesem Entschluss treu, obwohl es bis zu meinem Staatsexamen 1958 dauern sollte, bis ich ihn ver-

wirklichen konnte. Im Ganzen waren das über zehn Jahre. Ich bin heute dankbar für diese „Probezeit“, in der ich meinen Weg mit Überzeugung verfolgen konnte und trotzdem ein „Studentenleben“ führte, wie es damals möglich war.

II. Das Kloster als Lebensraum – das Kloster als Zeichen in der Zeit



Heimschule Kloster Wald, ein ehemaliges Zisterzienserkloster

Zunächst möchte ich das Typische des Klosterlebens aufzeigen, wie es in der „Welt“, der „heutigen Zeit“ wahrgenommen wird und wie es dadurch „fremd“ erscheint und ein „Zeichen“ wird.

1. Die Gelübde

Durch die Verpflichtung zu Armut, Keuschheit und Gehorsam binden sich Mönche und Nonnen an eine Lebensform, die in der heutigen Zeit vollkommen singular ist und in der heutigen Gesellschaft sicherlich absurd anmuten muss.

- Die Verpflichtung zur persönlichen **Armut** widerspricht dem heutigen Trend zum materiellen Wohlstand um jeden Preis, dem Werbemechanismus der Wirtschaft, der selbstverständlichen Tendenz nach Genuss, Vergnügen, nach Spaß und Wellness. Auch wenn man im Kloster Auto fährt, mit dem Computer arbeitet und fernsieht, ist es doch nicht „mein“ Besitz, den ich benütze, sondern derjenige der Gemeinschaft.
- „**Keuschheit**“, um diese altmodisch gewordene Wort zu gebrauchen, ist vollends aus der Mode gekommen. Wahrscheinlich weiß die jüngere Generation nicht mehr, was es bedeutet, noch weniger, wozu diese Haltung dienen soll. Die Allgegenwart von Sex in Bild, Wort und Ton legt nahe, dass es einem heutigen jungen Menschen sehr schwer fallen muss, in einer enthaltsamen Art zu leben. Ein sexuelles Sich-Ausleben wird in den Medien sozusagen als notwendige Art der Selbstbestätigung und Selbstverwirklichung propagiert.
- „**Gehorsam**“ schließlich wird schon im Kinderzimmer nicht mehr praktiziert. Eltern versuchen, ihre renitenten Sprösslinge durch allerlei psychologische Metho-

den von der Richtigkeit ihrer pädagogischen Vorstellungen zu überzeugen. Auch in der Schule tun sich die Lehrer schwer, ihre Autorität oder die schulischen Vorschriften durchzusetzen.

Durch die Ablegung dieser drei Gelübde stellt sich ein Mensch in ganz andere Bezüge, die mit der „Welt“ oder „normalen Wirklichkeit“ nichts zu tun haben. Er richtet sich bewusst auf Gott aus. Diese Bindung durch die drei Gelübde macht den Menschen auf der anderen Seite frei von Zwängen, die ihn in Besitz nehmen könnten: vom Jagen nach Geld, von sexueller Forderung, vom Machtstreben. Diese Freiheit ermöglicht es ihm, sich dem Dienst an Gott und den Menschen in größerer Bereitschaft zu widmen. Ich glaube, es ist ein wichtiges Zeichen der Freiheit menschlicher Einsatzbereitschaft, dass es die Klöster gibt, in denen freiwillige „Entsagung“, um auch noch dieses altmodische Vokabel zu verwenden, geübt wird: z.B. die Ehelosigkeit in den Klöstern, die nicht automatisch mit dem priesterlichen Amt verbunden ist, sondern eine freiwillige Entscheidung des einzelnen ist. So gibt es ja heute Männerklöster, in denen nicht alle Novizen auch Priester werden wollen, sondern Brüder bleiben.



Der Innenhof der Heimschule Kloster Wald

2. Die Gemeinschaft

Die klösterliche Gemeinschaft wird oft als „Familie“ bezeichnet, sie ist aber völlig anders konstruiert. Es ist eine gleichgeschlechtliche Gemeinschaft, in die man eintritt, ohne die einzelnen genau zu kennen und mit der man gemeinsam älter wird. Die Schwierigkeit der heutigen Klöster ist es, dass sie immer mehr zu „Altenheimen“ werden, wobei aber die einzelnen Mitglieder durchaus noch aktive Rollen spielen. Als ich jung war, dachte ich nicht daran, aber heute weiß ich, dass die Zugehörigkeit zu einer festen Gemeinschaft eine große Hilfe im Alter ist. Angesichts der auseinanderbrechenden menschlichen Gemeinschaften in den heutigen Familien halte ich dieses Beispiel einer Treue zur Zugehörigkeit einer einmal gewählten Lebensform für sehr wichtig.



Die Klosterkirche



Der Kreuzgang

3. Die Tracht

Man erlebt es immer wieder, dass die Tracht die Menschen dazu veranlasst, einen anzusprechen: auf der Bahn, auf der Straße. Nicht immer erfreulich und freundlich, oft auch aggressiv und vorwurfsvoll, manchmal in Form einer Selbstanschuldigung, wohl als eine Art Beichte gemeint. Die Menschen erkennen in der Tracht – am Schleier z.B. – den Menschen, der für Gott da sein will, und oft nehmen sie ihn als Vertreter einer höheren Macht, mit der sie gerne Kontakt aufnehmen wollen, wahr. Der Schleier der Nonne wird heute mit dem Kopftuch der Muslimin verglichen: Wenn ich dazu Stellung nehmen soll, so möchte ich sagen, dass die verschleierte Frau natürlich zunächst ein Zeichen ihrer gesellschaftlichen Stellung – auch in der Kirche – gab, dass sich aber der Nonnenschleier als rein religiöses Symbol gehalten hat (wenn man vom Brautschleier absieht, dessen Bedeutung heute kaum einer Braut bewusst sein wird). Die Bindung an eine Ordenstracht befreit den Menschen von den ephemeren Diktaten der Mode und gibt ihm Zeit für andere Aufgaben.



Beim Gebet



Gemeinsames Kaffeetrinken

4. Der Gebetsrhythmus im Tageslauf

Durch die gleichbleibende Strukturierung des Tages nach den Gebetszeiten – Laudes – Messe – Mittagshore – Vesper – Komplet erhält der Tag ein Gerüst, das dem Menschen Halt geben kann, weil er das Bewusstsein hat, etwas Wichtiges zu tun, nicht willkürlich, nicht nach eigener Lust und Laune, sondern im Auftrag der Kirche. Auch das ist eine große Hilfe in Situationen, in denen dem Menschen der Sinn des Lebens zu zerfließen droht. In der heutigen Zeit ist eine solche Bindung an Gebetszeiten etwas Sonderbares, denn man will ja außerhalb der Arbeit Freizeit und Vergnügen in Reinkultur. Die Verpflichtung zu Gebetszeiten ermöglicht es einem aber auch, andere Forderungen einzuschränken und so zu entscheiden, was im gegebenen Moment Vorrang hat.

III. Wirken in der Welt

Diese seltsame Lebensform, die weltfremd erscheinen muss – die aber vielen wie eine Insel der Ruhe, der Besinnung, vorkommt, ist „mitten in der Welt“ und wirkt in der Welt.

Was bezeichnen wir als „Welt“?

Der „Fürst dieser Welt“, wie er am Freiburger Münster dargestellt ist, als lächelnder junger Mann, der eine Blume betrachtet, von vorne liebenswürdig und anziehend, dessen Rücken aber voller Kröten ist, – oder die mittelalterliche „Frau Welt“ – sind heute wahrscheinlich noch eine viel erschreckendere Wirklichkeit, als das Mittelalter sie denken konnte. Die Medien zeigen es: das Leben der Menschen wird von Hektik, von grellem Licht, von der Sucht und der Pflicht nach Selbstdarstellung, nach Macht, beherrscht.

Im Allgemeinen versteht man den Gegensatz Kloster – Welt als die Gegenüberstellung vom Leben „drinnen“ und „draußen“, so dass mit „Welt“ noch nicht unbedingt das krasse Gegenstück zu moralischen oder religiösen Werten gemeint ist. Aber wir erleben doch immer wieder, auch in unserer ländlichen Gegend im Hochschwarzwald, dass „Welt“ im ungunsten Sinne um sich greift.

Ich kann nicht auf die vielfältigen Aufgabenbereiche eingehen, in denen Ordensleute in die „Welt“ hineinwirken, allein unsere Kongregation der Benediktinerinnen von der hl. Lioba hat in den Jahren ihres Bestehens unzählige soziale und pastorale

Dienste übernommen, die in unserer Schrift zum 75-jährigen Bestehen dokumentiert sind.

Mein Arbeitsbereich war und ist die **Schule**, die Arbeit mit jungen Menschen im Kloster Wald, und meine Erfahrungen stützen sich auf diesen Bereich und auf die Arbeit meiner Mitschwestern im pastoralen Dienst der ländlichen Gemeinde und in der religiösen Kranken- und Altenbetreuung. Wir stellen in unseren Begegnungen mit den Menschen der heutigen Gesellschaft, also das, was ich kurz „Welt“ nennen kann, bestimmte Charakteristika fest:

Die „**schleichende Säkularisierung**“ des öffentlichen und privaten Lebens, die Tendenz zum „**Individualismus**“, die Vereinzelung des Menschen im Familienverband, die wachsende **Aggressivität** in der Jugendszene, das alles sind Erscheinungen, die nicht nur in den Großstädten, sondern auch im ländlichen Raum zu finden sind.

Jedes Zeitalter hat die „gute alte Zeit“ idealisiert, darin sind wir keine Ausnahme. Für uns stellt sich der Idealzustand etwa so dar:

Die Familie ist möglichst eine Großfamilie, in der mehrere Generationen miteinander leben in der Harmonie einer patriarchalischen Struktur, mit liebenden Eltern, wohlwollenden Großeltern und gehorsamen Kindern.

Wir erleben heute als negative Aspekte die Zersplitterung der Familien, alleinerziehende, berufstätige Mütter, Schlüsselkinder, vermehrt Scheidungen, Auseinanderdriften der Generationen, völlig orientierungslose Jugendliche, vielfach von Auto-Aggression oder Bulimie und Anorexie geplagt.



Die Bibliothek: Ort der Ruhe und der Kontemplation

Bevor wir ein Urteil abgeben, sollten wir uns daran erinnern, dass die frühere patriarchalische Familie auch viele Fehlformen hatte, die tabuisiert wurden. Frauen und Kinder wurden vielfach geschlagen, Kinder wurden innerhalb der Familie missbraucht, Mädchen und Jungen. In manchen Situationen sollten wir froh sein über die größere Offenheit in der heutigen Gesellschaft, in der Jugendliche sich äußern können und Hilfe erfahren, in der manches zu Tage tritt, was früher „unter den Teppich gekehrt“ wurde.

Wir bedauern den Verlust an religiöser Erziehung in der heutigen Gesellschaft. Die Religionslehre in der Schule hat sich völlig verändert: Es wird kaum noch Bibelwissen vermittelt, der Katechismus, wie wir ihn noch kannten, spielt eine untergeordnete Rolle, das Wissen über Sakramente und über kirchliche Strukturen ist gering, fast nicht existent. Vergessen wir aber nicht, dass die religiöse Erziehung „früher“, also noch etwa vor 40 Jahren, auch nicht immer eine Erziehung zur Freiheit und zur Lebensbejahung war. Es war manchmal eine Erziehung zur Skrupelhaftigkeit, durch die Ängstlichkeit und Hemmungen entstanden, die Menschen trugen Schädigungen für ihr ganzes Leben davon. Den einen oder anderen kennen wir selbst.

Heute erleben wir oft eine große Begeisterung der jungen Menschen für religiöse Veranstaltungen, für die Katholikentage, Kirchentage, für Jugendtreffen mit dem hl. Vater. Wir sollten diese Zeichen nicht als „Emotionalität“ abtun, denn es drückt sich ein starkes Bedürfnis nach religiös orientierter Gemeinschaft aus, auch die Sehnsucht nach strukturierten Formen des gemeinsamen Feierns. Auch können wir erleben, dass junge Menschen ihre Ferien für soziale Dienste opfern, dass sie mit den Malesern oder den Johannitern Aidszentren in Afrika oder Behindertenheime betreuen, dass sie ein soziales Jahr in Indien vor ihrem Studium einschalten, um bei den Schwestern der Mutter Teresa zu arbeiten. So können wir sagen, dass wir die heutige Situation in den Familien, die Konflikte der Jugendlichen und die Aufgabe einer religiösen Gemeinschaft, die eine Schule führt, sehr differenziert untersuchen müssen und uns vor vorschnellen Urteilen hüten sollten.

1. Die Familien, die uns ihre Kinder anvertrauen

Es gibt verschiedene Gründe, warum Familien oder Erziehungsberechtigte eine klösterliche Schule für ihr Kind aussuchen:

- Zunächst ist es die katholische konservative Familie, die sich einig fühlt mit unseren Zielen und Werten, die ihr Kind „behütet“ wissen will, die „Zucht und Ordnung“ erwartet, die eine bewusste Erziehung zu Werten will wie z.B. die christliche Nächstenliebe, die Pflege der Tugenden wie Pünktlichkeit, Ehrlichkeit und Fleiß und die gewissenhafte Erfüllung religiöser Pflichten wie Gottesdienstbesuch, Beichte, Hinführung zu den Sakramenten. Es kann sein, dass das für uns ideale Gesprächspartner sind, Menschen, mit denen wir die Probleme offen besprechen können.

Es ist aber nicht gesagt, dass diese Familien immer unsere liebsten Freunde sein werden. Sie wollen ihr Kind unter einem „bewahrpädagogischen“ Aspekt auf-



Leben im Kreuzgang

erwarten auch sozial ein möglichst einheitliches Umfeld“. So definiert unsere Kultusministerin Annette Schavan die Erwartungen dieser Eltern. Sie können leicht kritisch sein, halten die Erziehung, die wir in unseren Schulen für richtig erachten, für zu locker und lasch, sie finden unsere Lehrer zu weltlich, unsere Unternehmungen, Projekte, Angebote zu offen. Sie wollen außerdem Leistung erkennen und sind unbarmherzig, wenn ihr Kind ihren Erwartungen nicht entspricht. Sie verfolgen mit ihren sozialen Erwartungen auch ein hohes Ziel und sind nicht bereit, anzuerkennen, dass ihr Kind vielleicht diesen Erwartungen nicht entsprechen kann. Was sie ihrem Kind an Grundlagen mitgegeben haben, ist nicht immer pädagogisch umgesetzt worden, manche Kinder sind verängstigt und werden durch die Überforderung von zu Hause gestresst. So werden wir im Laufe der Zeit versuchen, das Kind vor den Forderungen der Eltern zu schützen, wir werden auf der Seite des Kindes nach einer humaneren Lösung suchen.

- Unsere Schulen werden aber auch gerne gewählt von solchen Eltern, die „mit Religion nicht viel am Hut haben“. Sie sind zwar getauft, haben vielleicht auch kirchlich geheiratet, üben aber ihre Religion nicht aus, gehen nur zu besonderen Familienfesten in die Kirche und wissen recht wenig Bescheid. Warum suchen sie unsere Schulen? Es ist eigenartig, aber so ist es: Sie wollen doch, dass ihr Kind nicht ohne Religion aufwächst, dass ihr Kind in einem Milieu lebt, in dem das Gebet dem Leben einen Sinn gibt. Das, was sie selbst nicht vermitteln können oder wollen, übertragen sie anderen. Dabei sind sie durchaus bereit, die schulischen Veranstaltungen religiöser Art mitzufeiern. Auch sie legen Wert auf die Erziehung zu Leistung und die Einhaltung von Tugenden, weil sie sich davon Vorteile im Leben ihres Kindes erhoffen.

Diese Eltern kümmern sich meistens im Laufe des Schuljahres wenig um die Situation ihres Kindes. Sie wollen zwar informiert werden, wenn etwas schief läuft, lassen sich aber sonst nicht blicken. Sie sind empört, wenn ihre Erwartungen bezüglich der Zeugnisnoten nicht erfüllt werden, dann sind sie durchaus bereit, die Schuld bei den Lehrern zu suchen. Für uns sind sie eine zusätzliche Aufgabe, denn wir müssen versuchen, auch sie in das Leben der Schule zu integrieren.

wachsen lassen, gewaltfrei, wo dem Alkohol- und Drogenmissbrauch und sexueller Libertinage Grenzen gesetzt sind. Die Wert- und Erziehungsvorstellungen der Eltern sollen verwirklicht werden. Sie

Daraus ergibt sich, dass die Elternarbeit eine wichtige Aufgabe unserer Schulen ist, damit nicht das religiöse Wissen und Erleben von Eltern und Kindern auseinanderdriftet, so dass eine Kommunikation nicht mehr möglich ist. Wenn wir uns mit den Kindern einlassen, müssen wir uns auch um die Eltern kümmern.

Eltern, die ihren Kindern Zugang zu Religion und Kirche ermöglichen, ohne selbst zu glauben, dürfen nicht abgewertet werden. Ihr Verhalten ist pädagogisch motiviert, denn es räumt den Kindern eine eigene religiöse Zukunft ein, ein Verhalten, das offener und selbstloser sein kann als das Verhalten so mancher kirchentreuer Eltern.

2. Wodurch werden unsere Schulen zur „Heimat“ für die Jugendlichen?

Das ist unser Ziel: wir möchten nicht eine Bewahranstalt sein, sondern Heimat bieten und wir erleben es ja immer wieder, dass die jungen Menschen in unserer Schule eine „Heimat“ gefunden haben. Wenn sie als Ehemalige wiederkommen, kommen sie „nach Hause“, wie sie es formulieren. An den benediktinischen Schulen können wir mit Recht viele Grundstrukturen unseres Gemeinschaftslebens, Tages- und Jahreslaufes als solche Stützen angeben, die der junge Mensch zunächst unreflektiert, später aber bewusst als sinnstiftend erlebt. Ich möchte einige Beispiele zitieren, aus Briefen ehemaliger Schülerinnen, das eine von einer 70-Jährigen, die anderen von jungen Ehemaligen: „Gerade am Weihnachtsfest erfahre ich die innere Verbundenheit zu Wald, weil meine Schwester und ich die ersten Jahre nach dem Beginn 1946 an diesem Fest immer in Wald bleiben mussten. Es ist eine wunderschöne Erinnerung an Licht, Wärme, Geborgensein. Dafür bin ich immer noch voller Dank.“ Aus einem neueren Abiturjahrgang: „Wenn ich mit meiner Schwester telefoniere und sie mir von Wald erzählt, bekomme ich manchmal richtig Heimweh nach Wald, wir hatten wirklich eine tolle Zeit dort, bis jetzt war es eigentlich die beste meines Lebens und ich denke immer gerne daran zurück!“ Und: „Die gute alte Zeit in Wald lässt mich wider Erwarten gar nicht los, ich trage sie und alle Dazugehörigen auf immer im Herzen!“ oder: „Sie können sich gar nicht vorstellen, wie sehr ich Wald vermisse, gerade zur Weihnachtszeit, welche ja in

Gemeinsamkeiten: Singen



Wald immer mit sehr vielen so wahnsinnig schönen Traditionen verbunden war.“ Und die Mutter einer Ehemaligen schrieb mir jetzt zu Weihnachten über ihre Enkelkinder die (lachen Sie bitte nicht) „den guten Geist von Wald übertragen bekommen, was in der heutigen Zeit so wichtig ist.“

P. Michael von den Missionsbenediktinern in Meschede hat als Leitwort für die weltweite Jugendveranstaltung der benediktinischen Schulen in Münsterschwarzach im Jahr 2001 das Wort aus der Regel des hl. Benedikt gewählt: **humanitas exhibeatur** (RB 53). Darin liegt die Aufgabe heutiger Pädagogik und wir finden sie in der hl. Regel formuliert: dem Anderen Achtung entgegenbringen, auch dem Jugendlichen. Der hl. Benedikt hat das Verhältnis vom Abt zu den Brüdern, vom Cellerar, von den Alten und den Jungen, den Erfahrenen und den Unerfahrenen zueinander so formuliert: „Kommt einander in gegenseitiger Achtung zuvor“.



Gemeinsamkeiten: Geschenke auspacken

Warum ist diese Haltung der Ehrfurcht den jungen Menschen gegenüber so wichtig? Allgemein wird festgestellt, dass der junge Mensch heute sehr unsicher ist und diese Unsicherheit hinter großsprecherischen Gesten, hinter Missmut oder hinter Selbstaggression verbirgt. Er muss in unseren Schulen erleben, dass er als Mensch wichtig ist. Zulehner nennt es „die diakonische Aufgabe unserer Schulen. Es gibt Kinder, deren einziger sicherer Lebensort nur noch die Schule ist. Geben Sie den Kindern diese Sicherheit!“ P. Frido Pflüger SJ

fragt: „Befähigen wir die jungen Leute durch unser Unterrichten, dass sie aufrichtige Menschen sein können und nicht verlogene, dass sie frei ihre Meinung sagen können, dass sie kritisch mit uns umgehen können, wie wir es ja auch mit ihnen tun dürfen, befähigen wir sie entschieden genug, dass sie die Frage nach der Wahrheit stellen und sich nicht mit Rezepten zufrieden geben?“

Ein weiteres Kennzeichen unserer Ordenschulen ist die **Strukturierung des Gemeinschaftslebens**, der Tagesordnung, des Kirchenjahres, des „ora et labora“. Für die heutigen jungen Menschen ist es wichtig, klare Strukturen zu erleben. In ihrer

Verunsicherung geben sie ihnen Halt. Die jungen Menschen haben eine ausgeprägte Sehnsucht nach Verlässlichkeit und Treue. Sie suchen nach einem Lebenssinn und brauchen ein stabiles Umfeld, das ihnen äußeren Halt gibt und die Erfahrung, dass sie in einem stabilen Bezugssystem leben. Die „*stabilitas*“ der Regel ist ja nicht nur auf den Ort des Klosters bezogen, sondern meint das ganze Leben der Mönche und auch ihre Haltung. Stabilität ist heute ein Wert, der dem Menschen in der Gesellschaft weithin fehlt. Mobilität statt Stabilität scheint heute gefordert zu sein: man wechselt den Wohnort, die Jobs, die Partner, die Kleider, die Interessen. In einer Gesellschaft, die von kurzlebigen Phasen bestimmt wird, muss so etwas wie ein Kloster als ein exotischer Außenseiter erscheinen, aber die Atmosphäre eines Hauses, in dem Mönche oder Nonnen leben, vermittelt den Eintretenden das Gefühl der Ruhe und der Beständigkeit.

„*Dilatato corde*“, mit weitem Herzen ist ein weiteres Kennwort der Regel (RB, Prol). Der Mönch, der „gute Tage“ sucht, eilt mit weitem Herzen dem Herrn entgegen. Wir sollten diese Freude spürbar und erfahrbar machen. Wir sollten Möglichkeiten der Freude, der Selbstgestaltung finden und fördern. Die ästhetische Erziehung durch künstlerische, handwerkliche Tätigkeiten ist in einer Schule von entscheidender Bedeutung. Der junge Mensch braucht in seinen Entwicklungsjahren eine Möglichkeit, sich anders als durch den Intellekt zu bestätigen. Er braucht seiner Veranlagung nach das schöpferische Tun, wie Pestalozzi es ausgedrückt hat „die Erziehung von Kopf, Herz und Hand.“ Das kann eine intensive musikalische oder eine bildnerische Tätigkeit sein, auch das Theaterspielen und der Sport haben ihre pädagogische Bedeutung. Wir in unserer Schule haben das Profil einer handwerklichen Ausbildung neben der gymnasialen. In den Lehrwerkstätten der Schneiderei, Holzbildhauerei, Schreinerei und Töpferei können sich die jungen Menschen handwerklich betätigen, dies ergänzt die intellektuelle Arbeit, die sie in der Schule leisten müssen. Wesentlich ist auch, wie man Feste feiert. Anselm Grün sagt: „Die Feierfähigkeit eines Kollegiums ist ein wesentlicher Indikator der Menschlichkeit einer Schule. Die Phantasie, die man für die gemeinsamen Feste aufbringt, ist ein Zeichen dafür, wie viel Lehrer und Schüler füreinander übrig haben, wie viel sie einander wert sind.“

3. Die Gemeinschaft der Gleichaltrigen

In der Schulzeit, die heute einen sehr langen Lebensabschnitt der Jugend umfasst, ist die Gemeinschaft der Gleichaltrigen, die „*peer group*“, eine wichtige Bezugsgruppe. Die jungen Menschen von heute sind sehr stark auf Gleichaltrige ausge-



richtet. Sie sind einerseits von Trends abhängig, sei es in der Kleidung oder in der Freizeitgestaltung, andererseits können sie sehr gerecht, solidarisch und sozial sein. Sie akzeptieren aber Autorität, wenn sie Gerechtigkeit und Offenheit erleben, sie setzen sich ein, wenn sie Not erkennen. Ich erinnere an die selbstverständliche Einsatzbereitschaft junger Menschen in den verschiedenen Katastrophengebieten. Diese Fähigkeit zur Solidarität sollte auch in unseren Schulen eine Einsatzmöglichkeit haben, wie wir es in allen Schulen der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg mit dem „Compassion-Projekt“ durchführen, in dem jede 11. oder 12. Klasse während zwei Wochen während der Schulzeit soziale Dienste in Krankenhäusern, Altersheimen oder Behindertenzentren leistet. Wir sollten verschiedene solcher Möglichkeiten des sozialen Einsatzes schaffen. Diese Beschäftigungen erleben junge Menschen als sinnvoll.

*Vielfältige handwerkliche Beschäftigungen,
Gegenstück zum gymnasialen Unterricht*

Der hl. Benedikt mahnt in seiner Regel, man solle den Traurigen nicht alleine lassen und den Schwachen Hilfe geben, damit sie nicht traurig werden. Wenn wir das als Erwachsene den Jugendlichen gegenüber verwirklichen, schaffen wir eine Atmosphäre der Mitmenschlichkeit, der Fürsorge, die dem jungen Menschen ein Beispiel geben kann und ihn sensibel macht für die Situation des Anderen. Die Schul- und Internatsgemeinschaft ist sicherlich eine Welt für sich, in die wir Erzieher nur begrenzt Einblick haben. Aber in dieser Gemeinschaft vollzieht sich Erziehung, vielleicht effektiver als durch unser Zutun. Auf der einen Seite ist eine solche jugendliche Gemeinschaft sehr solidarisch:

- In der Schülergruppe schätzt man den Angeber nicht,
- man verlacht den Schwachen nicht,
- man schreibt sich nicht selbst den Erfolg zu, sondern betont die gemeinsamen Ergebnisse,
- man achtet auf die „political correctness“, d.h. diskriminierende Äußerungen gegen Gleichaltrige werden vermieden.

Es kann aber auf der anderen Seite durch die Normen, welche die Jugendlichen erichten, auch eine Konfrontation mit den Erwachsenen entstehen:

- Versuche nicht, anders sein zu wollen als die anderen, bilde dir auf deine besseren Leistungen nichts ein, mache dir nichts aus deinen schlechteren, wehre dich gemeinsam gegen die schulischen Erwartungen!
- Tue nicht mehr als die anderen, denn dadurch verdirbst du nur „die Preise“, du setzt zu hohe Standards, an denen dann alle gemessen werden!
- Versuche nicht dich einzuschmeicheln, dich nicht beim Lehrer beliebt zu machen und dadurch Leistungsvorteile und Bewertungsvorteile zu erzielen!

In allen diesen Vorschriften sehen wir die Rücksicht auf die Gruppe als oberstes Prinzip. Das Positive daran sollten wir aufgreifen: die Geschwisterlichkeit. Wir sollten uns nicht als Front der Fordernden dagegen stellen, sondern für diese Solidarität Verständnis zeigen. Zulehner sagt: „Eine geschwisterliche Kirche wäre ein Segen für junge Menschen in ihrer Sehnsucht nach verlässlicher Gemeinschaft.“ Das würde bedeuten, dass wir das Miteinander mehr pflegen müssen, das ja auch in der Regel des hl. Benedikt vorgegeben ist und weniger die patriarchalische Struktur hervorkehren sollten.

4. Die Jugend und die Religion

Am Anfang sagte ich schon, dass formale religiöse Kenntnisse bei den Jugendlichen heute gering sind. Trotzdem ist das Interesse an religiösem Erleben, an Gebet, an Besinnung und Meditation groß. Die religiösen Feste des Kirchenjahres, die in einem klö-

sterlichen Internat gefeiert werden, machen meiner Erfahrung nach einen großen Eindruck auf die jungen Menschen, wenn sie kreativ eingebunden werden in die Gestaltung solcher Feste. Ich nehme als ein Beispiel das Fronleichnamfest, für das Blumen gepflückt, Blumenteppeiche entworfen und gestaltet werden oder als anderes Beispiel das Fest des hl. Martin mit dem Martinsritter und den Laternenumzug um das ganze Klostergelände. Wir unterschätzen oft die Wirkung auf die jungen Menschen, wenn wir sie nur in ihrer Pubertätszeit beobachten, wir halten viele für desinteressiert und missmutig. Dass sie aber diese Zeiten fruchtbar verarbeitet haben, beweist oft ihre spätere Reaktion, die uns manchmal in Erstaunen setzt. Die Erinnerung an die Schule ist für sie sehr eng mit religiösen Erlebnissen verbunden. Manche sagen mir: „So wie wir hier gefeiert haben, mache ich es jetzt auch mit meinen Kindern.“

5. Das weltliche Kollegium als christliche Gemeinschaft

Die Zeiten sind vorbei, als das ganze Kollegium aus Mönchen oder Nonnen bestand. Gott sei Dank! In der Schule sollte der junge Mensch eine gewissen Pluralität erfahren, die es ihm ermöglicht, seinen eigenen Standpunkt zu klären.

Was müssen wir von einem Kollegium als christlicher Gemeinschaft verlangen?

Ich zitiere vorwiegend aus „Beziehungskultur an der Schule als Hilfe zum Leben. Zur Pionierfunktion von Ordensschulen“ von Prof. Dr. Hanspeter Heinz.

Für die Bildung eines geeigneten Lehrerkollegiums:

- Ein kirchlicher Schulträger muss an allen Lehrern und Lehrerinnen interessiert sein, die das Ziel ihrer Institution voll bejahen und nach Kräften mittragen wollen: wie Jesus stets den Menschen in die Mitte zu stellen.
- Ein pädagogisches Bewährungsfeld für eine christliche Schule ist die Integration von leistungsschwachen Schülern. Für Christen müssen Störungen bei solchen den Schülern vorrangig wahrgenommen werden.

Man spricht heute vom „Profil“ einer Schule. Eine Schule sollte wie ein Wirtschaftsunternehmen, nur noch viel ausgeprägter sein, eine „Corporate Identity“ haben, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Identifikation mit der Schule vermitteln. Für eine benediktinische Schule ist dieses Integrationsmodell sehr stark von der Ordensregel des hl. Benedikt vorgegeben und wird sich aus ihr definieren lassen. So können wir sagen, dass sich ein weltlicher Lehrer an einer benediktinischen Schule mit den Zielen identifizieren kann, die das **Profil der Schule** ausmachen:

- **Die Autoritätsauffassung** Benedikts vom Vorgesetzten, wie er sie aus der hl. Schrift begründet und in der Regel entwickelt: Er zeigt den Abt als gütigen Vater,

er vertritt die Auffassung, dass es gerechte und angemessene Strafen geben soll und dass man den Schwachen gegenüber Milde zeigen muss. Dies ergibt unsere Auffassung vom Lehrer, der verständnisvoll leitet, aber Maßstäbe setzt, Schwächen versteht, aber die Leistungsfähigen anspornt. Es geht auch darum, dass wir die Spannung zwischen dem modernen Demokratieverständnis und der patriarchalischen Struktur eines Klosters bewältigen und ausgleichen.

- **Die Gemeinschaft** wird erlebt als eine strukturierte Lebensform, die differenziert und geordnet ist, in der Alte und Junge ihren bestimmten Platz und ihre Aufgabe haben, in der Alte und Junge einander mit persönlicher Achtung begegnen.
- **Die Struktur des Tages- und Jahreslaufes**, in der Arbeit und Erholung ihren Platz haben. (Ein Vorteil an der Ordensschule im Vergleich zu öffentlichen Schulen ist es auch, dass das Haus das ganze Jahr über bewohnt ist, dass es ein „lebendiges Haus“ ist, auch während der Ferien. Davon profitieren Lehrer wie Schüler. Die Atmosphäre ist anders, als wenn das Haus monatelang leer stünde, es kann „Heimat“ sein. Auch in den Ferien kommen ehemalige Schüler zu uns und sie freuen sich, wenn sie jemanden antreffen, der sie durchs Haus führt).
- **Das Gottvertrauen**, das die Grundlage des Mönchslebens ist. Dieses Gottvertrauen sollte in unseren Häusern spürbar sein, es drückt sich aus in der Art, wie wir den Menschen begegnen. Daraus erwächst Zuversicht und Selbstvertrauen in der Schule.
- **Die Freude**, mit der gelebt und gearbeitet, gebetet und gefeiert wird. Es ist die Freude am Gottesdienst, an kreativen Festen, an der Gemeinschaft mit anderen, am Lernen, am Erfolg. Es geht nur, wenn jeder einzelne sich „einbringt“ und bereit ist, mitzumachen.

„Benedikt zeichnet sich durch seinen Optimismus aus, der ihn befähigt hat, mitten in einer zerrissenen Welt Orte des Friedens zu bauen, die dann bald zum Ausgangspunkt des Friedens und der humanen Bildung für ganz Europa wurden.“ (Anselm Grün)

In diesem Ambiente haben der weltliche Lehrer, die Lehrerin, der Mitarbeiter und der Mönch, die Nonne, der Schüler und die Schülerin ihren Platz. Gemeinsam wollen sie ein „Haus des Friedens“, bauen, so wie über den Benediktinerklöstern das Wort „Pax“ steht.

6. Die klösterliche Gemeinschaft

Was bedeutet die Gegenwart der Religiösen für die Schule?

Die Schwestern sind diejenigen, deren Heimat das Kloster ist. Sie bewohnen das Haus das ganze Jahr über, am Wochenende und in den Ferien. Sie gestalten es und

sie beleben es. Dies ist ein wichtiges atmosphärisches Element, das die Schülerinnen, vielleicht unbewusst, wahrnehmen. Es macht das **Haus heimelig**. Wenn jemand in unser Haus in Kloster Wald eintritt, ist dies der erste Eindruck: das Haus hat Atmosphäre. Es ist ein Haus, in dem Jahrhunderte lang Nonnen gelebt, gebetet und gearbeitet haben. Dies ist ein wichtiges Erlebnis für die jungen Menschen von heute, dies ist es auch, warum sie Sehnsucht haben, wenn sie das Haus verlassen haben und was ihnen Freude macht, wenn sie als Ehemalige auf Besuch kommen. Es ist aber in einem solchen Haus auch die **Gegenwart der Schwestern**, die Vertrautheit vermittelt, auch derjenigen, die mit der Schule nichts zu tun haben. Ich höre immer wieder, dass Lehrer und Schülerinnen bei uns die Schwestern gerne sehen, wenn sie durchs Haus gehen.

Die Klostersgemeinschaft ist vereint im **Gebet**, das sie zu ganz bestimmten Zeiten zusammenruft. Die Schülerinnen sind nicht immer darüber informiert, was gerade stattfindet, aber sie spüren, dass es etwas gibt, „dem nichts vorgezogen wird“, dass es der eigentliche Sinn des Klosterlebens ist, zum Gebet „zu eilen“. (RB) So sind sie auch dankbar für alle Gebetsversprechen, die man ihnen macht in Situationen der Prüfungen oder der persönlichen Schwierigkeiten. In unserem Haus ist es üblich, dass jede Schwester vor dem Abitur den Namen einer Abiturientin zieht, für die sie die ganze Prüfungszeit über betet. Durch diesen Gebetsauftrag kommen die beiden zusammen, und es entwickelt sich oft eine jahrelange, ja lebenslange Beziehung.

Ich erlebe immer wieder, dass die Schülerinnen das Gebet der Schwestern sehr ernst nehmen und sich dadurch geborgen fühlen, dass sie in einem „Haus des Gebetes“ leben, auch wenn sie selbst damit nichts zu tun haben. Dass die ehemalige Schule für die jungen Frauen ein „Anker im Leben“ ist, erfährt man durch die vielen Zuschriften auf der website der Schule, in der ganz deutlich Sehnsucht zum Ausdruck kommt und das Bedürfnis, den Kontakt nicht abreißen zu lassen. So ein klösterliches Haus sagt auch noch nach 50 Jahren: „Ich bin für dich da.“ Prof. Bertsch drückt das so aus: „Überall müssen in unserer zusammenhanglosen Welt solche lebendigen Zellen vorhanden sein, von denen Glauben ausgeht, wo Menschen die Erfahrung machen können, dass Glaube Zukunft und Hoffnung verheißt – eine Erfahrung, die viele Menschen in ihrer Umwelt so nicht machen können. Ordensgemeinschaften und Ordensschulen können und müssen ein Ort der Erfahrung von Kirche als Keimzelle der Einheit, der Hoffnung und des Heils für das ganze Menschengeschlecht sein.“

Was bedeutet die Schule für die Klostersgemeinschaft?

Wir sind Menschen der heutigen Zeit. In den Jugendlichen an unseren Schulen blickt uns das Heute und Morgen entgegen, dem wir uns stellen wollen. Wir müssen uns für neue Ideen, neue Lebensformen, neue Strukturen offen halten, um selbst daran zu reifen. Wir haben die stabile Basis einer Tradition, das Wissen um die Bedeutung der Stabilität, aber wir haben auch die Verpflichtung, in dieser Welt missionarisch, pastoral zu wirken und uns für die Probleme der Welt zu engagieren. In den Jugendlichen kommt uns unverstellt der Anspruch entgegen, uns zu überprüfen, es wird uns ein Spiegel vorgehalten, in dem wir uns erkennen können, wie wir sind, wenn wir ehrlich hineinblicken. Die Jugendlichen leben uns manches vor, was wir „lernen“ sollten: die Offenheit, die Solidarität miteinander, das soziale Engagement, die Ehrlichkeit unserem Leben gegenüber. Wenn wir ihnen zugewandt bleiben und uns nicht abwenden, werden wir in unserer Gesinnung, unserem Lebensstil die Spontaneität und die Einfachheit entwickeln, die allein überzeugen können. Die ganze klösterliche Gemeinschaft ist durch eine Schule herausgefordert, selbstkritisch zu sein und nicht zu stagnieren. Widerstände, denen wir begegnen, können uns fördern und die Gemeinschaft zusammenschmieden. Wir können aus der Begegnung mit den jungen Menschen **neue Impulse für unser klösterliches Zusammenleben** erhalten. So wie wir gehalten sind, den Jugendlichen mit Respekt und Sensibilität zu begegnen, Geduld zu üben und flexibel zu reagieren, so werden wir auch dem Mitbruder, der Mitschwester begegnen. **Auch im Alter** sind wir im Kloster nicht „weg vom Fenster“, sondern wir können uns als gereifte Menschen einbringen, wir können dank unserer Erfahrung vieles tun und dabei ohne die belastende Verantwortung die Rolle der „weisen Großeltern“ übernehmen, die ja an einer öffentlichen Schule fehlen, weil sie in Pension gehen. Uns selbst gibt das eine neue Aufgabe, eine neue Lebensfreude. Vielleicht ergeben sich daraus neue Perspektiven für die ganze Gemeinschaft.

„Dilatato corde, mit weitem Herzen, läuft der Mönch in unsagbarem Glück der Liebe den Weg der Gebote Gottes.“ Dieses Glück verheißt uns Benedikt, wenn wir im klösterlichen Leben und im Glauben fortschreiten. Wenn wir das tun, werden wir auch offenen Auges die Vielfalt der Schöpfung und der menschlichen Begabungen wahrnehmen, wir werden an der Freude anderer teilnehmen und durch sie bereichert werden. Wir werden am Leben teilnehmen, wenn wir die jungen Menschen aufnehmen und begleiten.